

8. Sommersymposium auf Sylt

18. bis 22. August 2019

Ich bin jung, ich bin alt,

ich bin mittendrin.

Ein Generationsgespräch zu Liebe, Digitalität und Lebenszukunft

Beiträge zur europäischen Kultur

des C. G. Jung Forums der VCH Akademie

in Kooperation mit

der Akademie Sankelmark

und dem Fachbereich Theologie (Christliche Publizistik)

der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Notizen nach dem Symposium



Aquarell: Doris Schick

Begonnen haben wir auf Sylt mit der imaginativen Vorstellung, wir hätten Geschenke zu vergeben oder zu bekommen, intergenerational sozusagen. Wir einander, verschiedene Menschen und Generationen. Alle mit „einem Leben, das Leben will, inmitten von Leben, das Leben will“ (Albert Schweizer). Verletzliches und verletzendes Leben, sehr fragil, wie jene großen gefertigten Vögel, Flamingos, welche die Künstlerin Gundel Zschau mitgebracht hatte. Sie ließ sie über die Dünen schreiten, ein „anmutiger“ Anblick, sagt eine Strandzuschauerin. Haben wir damit unerwartet ein Stichwort zugerufen bekommen. „Anmut“, jene selbstvergessene Haltung, die nichts von sich selber weiß außer dass man sich verwundern oder sogar verzückt sein kann?

Gibt es anmutiges oder nur anmutendes Verhalten gegenüber der Digitalität, Liebe und Zukunft, die unser Thema waren zwischen den Generationen?¹
Kommt Anmut nur in der Jugend vor oder auch im Alter (vergleiche Anlage 3)
Wie ein roter Faden findet sich im Rückblick die Frage von Anmut und Anmutung, von Ethik und Ästhetik, von Schön und Hässlich, von Erlaubt und Verboten durch Lectures und Statements, Vorträge und Beiträge des Symposions.

Wir, 25 Teilnehmende, jung, älter, alt; jedenfalls haben wir uns anmuten lassen von den unerwartet auftauchenden Flamingos (Gundel Zschau). Später entdeckte eine Teilnehmerin am Kiosk in Klappholttal eine Postkarte mit dem Aquarell „Zwei Flamingos“ von Emil Nolde

Gleich zu **Beginn in unseren Assoziationen**, was wir denn als „geschenkt“ benennen wollten: War es nicht anmutig, als wir vom Lebensmut der Vor-vor-Generation gehört haben, sahen wir nicht jene Taschenuhr des Großvaters, die einem die Zeit leichter nehmen ließ? Fühlten wir uns nicht mit geborgen, wie bei jener Großmutter, die einem die Federdecke über dem Ofen geheizt hatte, als es kalt wurde? Haben wir nicht mit gelacht, als wir einem „bekennenden Hamburger“ zugehört haben, gab es nicht jene Dankbarkeit, in einem Rechtsstaat zu leben, das Grauen weniger vor Augen, als im Rücken? Bekamen wir nicht Mitgefühl, als einer von uns sagte, er sei schon fast von Geburt an „ins Internet“ geschubst worden? Und haben, nach Cicero, nicht auch die Alten ein besonderes „Wissen“, lebensgeprüft wie sie sind? Und was ist, wenn man ein Erbgeschenk bekommt, das einen überfordert? Muss man gewisse Erbschaften nicht einfach abräumen oder gar ausschlagen? Tauchten nicht immer wieder

¹ Hans Ulrich Gumbrecht: „Früher hieß es, dass zur Anmut Unschuld gehöre, und auch heute wird kein Erwachsener je anmutig sein. Erwachsene können zum Beispiel Eleganz durch den ganz bewusst geweckten Eindruck steigern, dass sie an Eleganz nicht denken (die Italiener haben für dieses Paradox das Wort „sprezzatura“), und Menschen im hohen Alter können Würde zeigen, indem sie wachsende Gebrechlichkeit ohne Klage verkörpern und weder zu verbergen noch herauszustellen suchen. Doch die Anmut gehört allein der Jugend – deutlicher noch: sie gehört der Jugend auf Distanz von den Erwachsenen.“ FAZ 24.8.2014.

Dagegen brachte die Teilnehmerin Ulla Jastram das Resümee von Judith Neschma Klein in ihrem Artikel „Altersanmut“ zur Kenntnis: „Wir dürfen also annehmen, dass Anmut und poetisches Wahrnehmen, ob bloß bewahrt oder neu entfaltet, genuine Fähigkeiten des Alters sind. Es sind Fähigkeiten, die alte Menschen aus dem Gefängnis des Gewesenseins und des unveränderlichen So-und-so-Seins befreien können. Sobald erkannt und anerkannt, könnten sie dazu beitragen, einen Teil der Altersklischees aufzubrechen und die Vorstellung von Altern und Altsein zu revolutionieren.“ FAZ 11. Juni 2019

Frauen auf, bei den Geschenken, Großmütter, Mütter? Ja auch ein Großvater? Und was ist, wenn einem das alles verloren ging durch die (politischen) Umstände? Kommt nicht daher auch der Wunsch nach Leichtigkeit des Seins, die schon Milan Kundera beschworen hatte, angesichts von Diktatur und Zensur? Ja, und ist es nicht ein großes Erlebnis, mit anderen zusammen, etwas neu heraus finden zu wollen?

Dazu braucht es „Butter bei die Fische“. Zuerst abends noch einmal der Hinweis **auf Albert Schweizers „Ehrfurcht vor dem Leben“** mit der Frage, ob unsere Gesellschaft sich nicht längst daran gewöhnt hat, Leben als einen „Produktionsfaktor“ zu betrachten, Leben zu züchten, zu manipulieren, zu patentieren, es auszubeuten und bei Nichtgefallen wegzuwerfen? „Für „Ehrfurcht“, die das Leben als Geschenk Gottes achtet und schützt, bleibt da wenig Platz. Und es herrscht ein Ungeist, der Lebendiges den menschlichen Verwertungsinteressen nach Belieben unterwirft. Denn wer sich daran gewöhnt hat, rein wirtschaftlich zu denken, wird kaum Hemmungen haben, Leben auszulöschen, wenn es seinen Gebrauchswert verliert.“²

Am Abend des dritten Tages, als wir uns beim Sonnenuntergang in der Nähe des Dorfes Igendja befanden, mussten wir einer Insel in dem über einen Kilometer breiten Fluss entlang fahren. Auf einer Sandbank, zur linken, wanderten vier Nilpferde mit ihren Jungen in derselben Richtung wie wir. Da kam ich, in meiner großen Müdigkeit und Verzagtheit plötzlich auf das Wort "Ehrfurcht vor dem Leben", das ich, soviel ich weiß, nie gehört und nie gelesen hatte. Alsbald begriff ich, daß es die Lösung des Problems, mit dem ich mich abquälte, in sich trug. Es ging mir auf, daß die Ethik, die nur mit unserem Verhältnis zu den anderen Menschen zu tun hat, unvollständig ist und darum nicht die völlige Energie besitzen kann.

Aus: Albert Schweitzer: Die Ehrfurcht vor dem Leben - Grundtexte aus fünf Jahrzehnten. München 1966 u. ö., S.20

Vor hundert Jahren jedenfalls galt bei Schweizer: „Gut ist Leben erhalten und fördern. Schlecht ist, Leben hemmen und zerstören“ Ein zentraler Satz für Schweitzers Ethik lautet: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Wer sich dies klar mache, so Schweitzer, könne nichts anders, als anderes Leben zu respektieren und ihm mit Ehrfurcht zu begegnen. Die wirklich

² So der Journalist Detlef Kühn

(<https://www.evangelischer-glaube.de/christliche-ethik/113-ehrfurcht-vor-dem-leben/>)

weiterführende Frage wäre, wozu uns Schweitzers Gebot heute herausfordert und wie wir die in der Ehrfurcht vor dem Leben zum Ausdruck kommende Verpflichtung heute, gerade beim Thema Digitalität, Liebe und Zukunft verstehen können. Unter den Bedingungen der Überlebenskrise, die wir ja nicht nur als ein äußerliches, auch ökologisches, Zerstörungsgeschehen sehen dürfen, sondern gleichzeitig auch als die Krise der technisch-naturwissenschaftlichen Rationalität aufzufassen haben, liest sich Schweitzers Ermutung zur Ehrfurcht vor dem Leben noch einmal anders als in den Jahren 1915 ff., da Schweitzer - die Krise der europäischen Kultur vorwegnehmend - sein Gebot formulierte.

Überdies hat die ökologische Herausforderung zu einer so intensiven ethischen Auseinandersetzung geführt, daß auch hier neu nach der Bedeutung der Ehrfurcht vor dem Leben gefragt werden muß.

Auffällig ist, so Wolfgang Teichert, daß es sich gerade um einen indikativischen Satz handelt. Kein "Du musst" und "Du sollst". Kein Gebot. Stattdessen: "Ich bin Leben ... " Die Charakterisierung dieses Satzes als Aussagesatz wäre, so richtig sie ist, zu wenig und zu formal. Es handelt sich um einen Bekenntnissatz. Und dieses Bekenntnis beginnt mit einem unverwechselbaren "Ich". Es ist das Ich Albert Schweitzers, es ist aber auch das Ich eines jeden Menschen, der sich auf den Boden dieses Bekenntnisses zu stellen vermag. Schweitzer habe immer unterschieden zwischen einer angelernten äußeren Sittlichkeit und einer Sittlichkeit, die der Ausdruck meiner eigenen inneren existentiellen Identität ist. Und die ist hier gemeint.

Der Aussageinhalt des Satzes "Ich bin Leben ... " zielt zunächst auf die für das menschliche Bewußtsein unabweisable Tatsache, daß es Leben ist und an den allgemeinen Lebenszusammenhängen Anteil hat, also in der Generationenkette in Lebensbezüge eingebunden ist. Diese Erkenntnis kann sich punktuell verdichten. Plötzlich sehe ich mein Leben klarer und deutlicher als je zuvor. (siehe oben)

Unser Anfang also betonte die Möglichkeit von Biophilie statt Nekrophilie.

Angewendet auf jene technisierte Zählbarkeit, die wir Digitalität nennen, von digitus, dem zählenden Finger, zeigte **Johanna Haberer** (Universität Erlangen) mit ihrem Vortrag (siehe Anlage 1) „**Macht und Ohnmacht der vernetzten Welt**“, dass wir es gerade mit einer vierten Revolution zu tun haben nach Buchdruck, Elektrizität und Atomkraft. Doch, so die Referentin, realisierten Soziologie, Philosophie, Psychologie und Theologie noch nicht, dass nichts so bleiben wird, wie wir es kennen. Dabei sei man zu Beginn der digitalen

Entwicklung begeistert gewesen, über die Möglichkeiten im Netz. Es herrschte regelrechter „Netz-Optimismus“: Jeder würde mit jedem in Kontakt geraten können. Das Netz, übrigens ein Bild vom Fischernetz bis zu jenen komplizierten Verkabelungen von heute (nach Afrika allerdings führten nur drei große Kabel!) spiegele vor, eine endlose Quelle zur Optimierung des Lebens zu sein. Das Smartphone zum Beispiel vergrößere schnell unsere Reichweite, produziere zugleich aber auch großen Verlust: Man spürt, fühlt und hört sich selber immer weniger.



Referentin Prof. Johanna Haberer

„Wir wissen, wo du bist, wir wissen, wo du warst, wir wissen, worüber du nachdenkst.“

Foto: Brigitte Glade

Frage: Bringen wir genug „Ambiguitätstoleranz“ auf, um uns das alles nicht nur anzusehen, sondern mit zu surfen auf diesen Wellen, die wir auf ja noch ganz spürbar auf der Haut erleben konnten? Allgemeiner Kulturpessimismus sei jedoch auch keine Lösung. Vielmehr komme es auf genaue Beschreibung der Phänomene aus unterschiedlichen Perspektiven an.

Johanna Haberer nannte eine unglaubliche **Entgrenzung**: Die fortgeschrittene Digitalisierung negiert die Grenzen unserer Leiblichkeit. Zweitens führe die **Beschleunigung der Kommunikation** zur „wahnsinnigen Emotionalisierung“. Da werde sofort zurückgeschossen; **reflexartiges Reagieren ersetze Reflexion und Besonnenheit**. Drittens ermögliche es die neue Technologie, überall zu sein – eine **Fähigkeit, die früher „Gott“ vorbehalten war**. Und viertens habe der Netzauftritt unter Pseudonym zwar auch eine spielerische Komponente, auffälliger jedoch seien **Übergriffe, gezielte Verleumdung, Verfolgung und Vernichtung von Menschen**. Eine ernstzunehmende Gefahr sei fünftens die

Möglichkeit, durch das Internet nicht nur einzelne Personen zu verunglimpfen, sondern **ganze Gesellschaften zu destabilisieren**. Haberer zitierte einen russischen Offizier, der Putin versprochen habe: „Wir werden den Westen zerlegen, und zwar nicht mit Waffen“. Für Haberer ist klar: „Es gibt Kräfte, die versuchen, unsere Gesellschaft zu zerstören.“

Problematisch sei in diesem Zusammenhang die Funktion **des Internets als allgegenwärtiges, allwissendes Gedächtnis** – nichts, was du getan hast, wird vergessen. Haberer: „Das steht im Gegensatz zu der Chance, immer wieder neu anzufangen, eins der größten Versprechen der christlichen Theologie.“ Aber wie kehrt ein Mensch wieder ins Leben zurück, dessen Verfehlungen oder entlarvende Bilder für ewig auffindbar sind? Und was heiße das für die Moralentwicklung, wenn es keine „verborgenen Jahre“ mehr gebe und nur noch gestylte Biographie? fragte sie eindringlich.

Vor allem aber die **Verfälschung von Nachrichten (Fakenews)** bringe umfassende Verunsicherungen über Quellen und Herkunft von Information: „Eine sauber von allen Perspektiven her beleuchtete und eingeordnete Information ist für eine Gesellschaft genauso wichtig wie sauberes Wasser“, rief die Referentin aus. Die Auflösung demokratischer Strukturen beginne deshalb mit Angriffen auf die Unabhängigkeit der Medien und den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Vorsicht sei sechstens geboten bei versuchter **Umetikettierung**: Wer spricht mit welcher Absicht von Lügenpresse? „Da steckt“, so Haberer, „eine Strategie dahinter.“ Möglich ist siebtens die Mobilisierung von Menschen durch die digitalen Medien und achtens ihre Überwachung.

Haberer plädierte für Wachsamkeit gegenüber der Totalität des Zugriffs von Konzernen wie Google und Facebook, deren Ziel es sei, alles über uns zu erfahren: „Wir wissen, wo du bist, wir wissen, wo du warst, wir wissen, worüber du nachdenkst.“ Ihre Dienstleistungen seien nicht umsonst: „**Wir zahlen mit unseren Daten**“, warnte die Referentin. Und sollten es uns bezahlen lassen, dann gäbe es jedenfalls eine Gegenseitigkeit und Transparenz über die eigenen Daten. Auf jeden Fall ist deutlich geworden, wie gefährlich es ist, wenn theologische Bilder unserer Tradition wie Ubiquität, Allgegenwart etc. digital einlösbar werden.



Warten auf den anmutigen Auftritt

Foto: Brigitte Glade

Die Rückfrage allerdings, ob diese Bilder solche Entwicklung erst angestoßen haben, diese Frage müsste zur Selbstkritik von Menschen- und Gottesbildern führen, so das **nachfolgende Gespräch**. Es gebe heute so etwas wie eine „transhumanistische Revolution“ (Konstantin Rößler), die Vorstellung einer Fusion von Mensch und Maschine. Man möchte den Menschen „klüger, gesünder, glücklicher und stärker“ machen. Es gebe eine Erweiterung der Erweiterung von Körper und Geist mittels technischer Mittel; von Chips zum Beispiel im Gehirn als eines „biotechnisch digitalen Hybridorgans“. Am Ende stehe die Vision, dass Menschen sich unabhängig machen von ihren biologischen Begrenzungen. Es gehe vom Biokörper zum digitalen Wesen, sozusagen zu humanoiden Robotern, zu denen man Beziehungen aufnehmen könne.

Also es gilt die Regel. Reflex ja, aber nicht ohne Reflexion, wie in der ersten **morgentlichen Einstimmung (Bettina Kommoss)** ja bereits vorgeführt in jenen von Astronauten geübten Rücksichten auf den feinen blauen Planeten. Rück - sicht wird zur Rück Sicht.

Das nun, so regte Johanna Haberer an, könne auch gelten für unsere eigenen „Medienbiographien“. Wo wir doch alle einander gegenseitig transparenter werden.

Allerdings: Wo bleibt das Geheimnis, wurde gefragt oder wer kontrolliert die „Algorithmenkontrollen“? Und, was geschieht mit meinem „digitalen Testament“? Wohin mit den gespeicherten Daten, wenn diejenigen, die es

gespeichert hatten, längst „die Versammlung der digitalen Gläubigen, pardon „Nutzer“ verlassen hätten, wir nicht mehr „Follower“ sein können?

Ja, wir haben Fragen von den jüngeren Teilnehmern bekommen wie: Seid ihr eher positiv optimistisch, zu dem, was hier an „Mächten und Gewalten“ auf uns zukommt? Gemischte Reaktionen gab es, aber nicht eindeutig auf die Altersstrukturen verteilt.



Nachdenklich dem Gespräch zuhörend: Die beiden Referentinnen

Foto: Brigitte Glade

Da gingen wir dann doch am zweiten Tag erst einmal zurück zum Analogem. Eingestimmt mit dem Bild eines Paradiesgärtleins, das Geborgenheit und Behaglichkeit zu Tagesbeginn vermittelte, kam **im intergenerationalen Gespräch** die Frage: Interessieren wir uns, verschieden wie wir sind, denn füreinander? Oder anders gefragt: Kann man die vordigitale Zeit mit ihren Erlebnissen und Erfahrungen in die digitale Gegenwart transformieren? Wollen das die Beteiligten überhaupt. Auch bei den Jüngeren tauchte das Wort „Ohnmacht“ auf, wenn es zum Beispiel um Cybermobbing ging. Wo bleibt, fragte eine ältere Teilnehmerin, das Ungesagte, das erzählt und angehört werden will, aber irgendwie nicht darf. Es gebe heute zu viel Angst aus den vermuteten Übereinstimmungen der jeweiligen Gruppencodes und ihrer Korrektheit heraus zu fallen. Was, wenn ich anders bin und denke als andere?

Problematisch sei auch, dass man im „radikalen Jetzt“ zu leben habe. Diese Mode suspendiere Fragen nach dem „Woher“ und „Wohin“. Ohne

Herkunftsgeschichte und Gedächtnis blieben aber einzelne Menschen, aber auch Gesellschaften kontur- und richtungslos.

Hier nun führte Student János Kapuvári den Begriff für eine sonderbare Form von Kommunikation ein: Dog whistle politics. Hundepfeifen-Politik bezeichnet in politischen Aussagen die Nutzung einer Sprache, die je nach Publikum unterschiedlich verstanden wird. Es handelt sich um eine Form von codierter Sprache, die es erlaubt, eine versteckte Bedeutung in Aussagen einzubetten, die nur die eigene Anhängerschaft versteht oder erkennt. Der Vorteil der Verwendung einer Hundepfeifen-Politik ist, dass politische Kandidaten in der breiten Gesellschaft unpopuläre oder verpönte Positionen (wie zum Beispiel Verschwörungstheorien oder rassistische Ansichten) nicht mehr offen zu artikulieren brauchen. Es reicht, bestimmte Signalwörter zu verwenden, deren Bedeutung der breiten Masse verborgen bleibt und potentielle Wähler nicht verschreckt, von der eingeweihten eigenen Anhängerschaft aber erkannt wird. Folgend dem Konzept der glaubhaften Abstreitbarkeit kann man sich stets darauf berufen, eigentlich etwas Anderes gemeint zu haben.

Problematisch in diesem Zusammenhang sei, so Johanna Haberer in der Diskussion, die **Funktion des Internets als allgegenwärtiges, allwissendes Gedächtnis** – nichts, was du getan hast, wird vergessen. „Das ja steht im Gegensatz zu der Chance, immer wieder neu anzufangen, eins der größten Versprechen der christlichen Theologie.“ Aber wie kehrt ein Mensch wieder ins Leben zurück, dessen Verfehlungen oder entlarvende Bilder für ewig auffindbar sind? Und was heiße das für die Moralentwicklung, wenn es keine „verborgenen Jahre“ mehr gebe und nur noch gestylte Biographie? Vor allem aber die Verfälschung von Nachrichten (Fakenews) bringe umfassende Verunsicherungen über Quellen und Herkunft von Information: „Eine sauber von allen Perspektiven her beleuchtete und eingeordnete Information ist für eine Gesellschaft genauso wichtig wie sauberes Wasser“.

Da ist es schon erleichternd an eine **Kultur der Sorge** zu denken. Per Videobotschaft kam der **Gerontologe Andreas Kruse** (Direktor des Instituts für Gerontologie an der Universität Heidelberg) zu uns: Auch das Alter sei mit Kreativität verbunden, sagt er. Es sei nie zu spät, etwas Neues anzufangen und das Leben bis zum letzten Moment zu gestalten. Sein großes Vorbild ist Johann Sebastian Bach. Ihm hat er auch ein Buch gewidmet. Für ältere Menschen sei es wichtig, in Sorgestrukturen integriert zu sein: „Das bedeutet nicht nur ‚Es soll für mich gesorgt werden‘ – sondern auch ‚Ich will mich auch *um andere* sorgen und *für andere* sorgen‘. Für besonders wichtig hält der Altersforscher, die

verschiedenen Generationen miteinander in Kontakt zu bringen. „Ich glaube ja, dass wir im Kern keinen Generationenkonflikt haben, sondern das Zusammensein der Generationen eine bemerkenswerte Quelle von Solidarität und gegenseitiger Unterstützung sein kann! Dieses Können muss aber auch verwirklicht werden. Deswegen müssten alle Generationen ein hohes Maß an Offenheit zeigen“.

Doch die Anmut gehört allein der Jugend – deutlicher noch: sie gehört der Jugend auf Distanz von den Erwachsenen.



Anmut: Spiel mit den Flamingomasken am Sylter Strand.

Foto: Doris Schick

„Ich habe immer daran geglaubt, dass das Gegenteil von Liebe nicht Hass ist, sondern Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Glaube ist nicht Überheblichkeit, sondern Gleichgültigkeit. Das Gegenteil von Hoffnung ist nicht Verzweiflung, es ist Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit ist nicht der Anfang eines Prozesses, es ist der Ende eines Prozesses“. Mit diesem Zitat von Elie Wiesel begann die Theologin und Journalistin **Milina Reichardt-Hahn** am letzten Tag ihr Referat, wohl wissend, dass Hass und „Shit Storm“ im Internet komplexere Hintergründe haben, die unsere Aufmerksamkeit verlangen.

Mit Carolin Emcke wurde klar: „Gehasst wird ungenau. Präzise lässt sich nicht gut hassen. Mit der Präzision käme die Zartheit, das genaue Hinsehen oder Hinhören, mit der Präzision käme jene Differenzierung, die die einzelnen

Personen mit all ihren vielfältigen, widersprüchlichen Eigenschaften und Neigungen als menschliches Wesen erkennt“.

Woher aber dann der „Shitstorm“ im Netz? Um das zu beantworten, befragte die Referentin in einer neuerlichen Lektüre **René Girard: Das Heilige, die Gewalt und der Sündenbock**. Ausgangspunkt seines Denkens sei die Auffassung von der mimetischen Natur des Begehrens. Nach Girard sind die menschlichen Gesellschaften zutiefst von der „Mimesis“ geprägt, einem rivalisierenden



Milina Reichardt-Hahn bei ihrem Vortrag

Foto: Brigitte Glade

Nachahmungsverhalten, das Konflikt, Haß, Neid, Eifersucht und Ressentiment hervorruft und eben auch zum massenhaften Shitstorm im Internet eskalieren kann. Der Mensch begehrt nicht nur, was ihm fehlt oder was ein anderer Mensch besitzt, sondern auch weil es ein anderer Mensch oder andere Menschen begehren, die dadurch zu Rivalen um den Besitz des begehrten Objekts werden. Um uns nicht gegenseitig umzubringen in dieser Rivalität, brauchen wir, so Girard, einen Sündenbock, eben das „Opfer“ im Shitstorm. Girard meint dann, erst in der Erzählung von der Passion Christi käme ans Licht, „was seit Grundlegung der Welt verborgen (Psalm 78) gewesen sei, nämlich das Geheimnis, das die Opfer unschuldig, daß sie nichts anderes als Sündenböcke waren“ Die Institutionen, die Hohepriester, der Mob sind im Unrecht. Aber genau diese Doppelung von der mimetischen Gewalt und der Unschuld des Opfers habe allerdings ungeheure, zwiespältige Folgen. Das Herrenwort „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ (Mt 10, 34) interpretiert Girard als Folge der Auflösung der Opferinstitution durch die Diskreditierung ihrer Grundlagen. Denn wenn nur der Sündenbock-Mechanismus die Gewalt in Zaum halten kann, bedeutet seine Abschaffung die Gefahr des Rückfalls in den Shitstorm.

Möglicherweise, so die Referentin am **Beispiel des Todes der Bloggerin Marie Sophie Hingst** (die ihre jüdische Familiengeschichte erfunden haben soll) ist

diese Bloggerin ein Opfer solcher Gewalt. Zu dem Reporter der „Irish Times“, der sich mit ihrem Fall beschäftigte, soll Hingst nach der Veröffentlichung im „Spiegel“ gesagt haben, sie sei „bei lebendigem Leib gehäutet“ worden. Und Hingsts Mutter warf dem „Spiegel“ laut der irischen Zeitung vor, nicht den Menschen hinter den Fakten der Recherche gesehen zu haben.

Nach diesem Vortrag bekamen die Teilnehmenden am Symposium durch die Journalismusstudenten **Michaela Hiermeier und János Kapuvári** Einblicke in die kommerzielle Mobile-Dating-App **Tinder** (Zunder). Das sei eine Flirt-App, die 2012 an der University of Southern California entwickelt wurde. Gekoppelt mit dem Facebook-Profil, können die (überwiegend jungen) NutzerInnen die Profile anderer Menschen betrachten, und in Sekundenschnelle das Bild nach links „wischen“ um damit *keinen Kontaktwunsch* anzuzeigen, oder nach rechts, und damit ein „like“ des Profils, welches ihnen präsentiert wurde, anzuzeigen. Es besteht auch die Möglichkeit, einige Worte zu sich selbst zu schreiben. Jedoch findet die Bewertung eher anhand der Bilder statt, welche bei Tinder eingestellt sind, und dies oft in weniger als einer Sekunde. Erst, wenn zwei Menschen ihr Profil gegenseitig positiv bewertet haben, entsteht ein „Match“, das heißt, beide Personen können miteinander chatten. Die App selbst sei bekannt dafür, dass sie insbesondere für die Anbahnung kurzfristiger sexueller Kontakte sehr effizient ist, weshalb sie in populärer Diktion auch als „Vögel-App“ bezeichnet wird.

Das Gespräch fragte, ob Tinder nicht doch als ein „Algorithmus der Liebe“ eine konsequente Negation der Romantik sei. Es gehe nicht um ein langsames, vorsichtiges Kennenlernen, um Innerlichkeit und Persönlichkeit, um Vorsicht und eine auf tiefer Emotionalität und Bindung basierenden Form von Liebe.



Stattdessen gehe es um ein schnelles und effizientes Kennenlernen. Tinder wäre sozusagen der technologische Ausdruck der allgemeinen Beschleunigung im sozialen Feld der Liebe. Im absoluten Vordergrund stünden die Bilder der Personen. Die meisten Entscheidungen würden rein über die Optik oder

Michaela Hiermeier und János Kapuvári bei ihrer Präsentation
Foto: Brigitte Glade

die visuelle Inszenierung getroffen. So entspreche Tinder dem heutigen „pictorial turn“ mit seiner starken Reduktion der Beurteilung einer Person auf ihre Optik. In Abwandlung einer aktuellen Werbung könne man euphemistisch sagen: Ohne Tinder wäre Sylt für viele nur eine Nordseeinsel.

Um am Schluss noch einmal auf die Flamingos zurück zu kommen: Machen wir es nach diesem intergenerationalen Symposium über Digitalität, Liebe und Zukunft doch den Flamingos nach. Die nämlich haben lange Beine, lange Hälsen, aber zarteste Schnäbel. Wie „schnäbeln“ man zart im Internet, wenn man Tinder zu platt findet?

SYLT jedenfalls gab den Teilnehmenden eine Chance, für einige Tage „aus dem Gefängnis des Gewesenseins“ (siehe oben Anmerkung 1 zur Anmut im Alter) aufzutauchen, in ein präsentes Sehen und Gesehen werden „von Angesicht zu Angesicht“, auf „Mundhöhe“ sozusagen, um mit Paul Celan zu sprechen. Nicht nur mit dem kalten analytischen Blick der Gleichgültigkeit, wohl aber mit dem beteiligten Blick derer, deren Zukunft wir nicht nur reflexhaft, sondern eben auch reflexiv mit Inselabstand bedacht haben. Man kann also – auf Zeit - völlig subversiv aus der Öffentlichkeit auf die Insel verschwinden. Denn, angesichts der Optionen, als „homo mediales Opfer“ die Welt endgültig zu „verlichten“ hilft zuweilen die Rückkehr zu dem, was nicht mehr geht: Warten, die Welt narrativ zu vertexten und der Erde vertrauen und im Meer "schwimmen".

Wolfgang Teichert



Nachdenkliche Runde beim Symposium.

Foto: Brigitte Glade